

Frank Winter

Kriminalprävention und Nachhaltigkeit: Resilienz und Resilienzförderung

1. Einleitung

Wilder Kriminalpräventionsaktivismus prägt Deutschland seit den 1990er Jahren des letzten Jahrhunderts. Es hapert an fundierter Konzeption durch die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung. Wo Vielfalt herrscht, ist Einfalt nicht weit. Die von der Bundesregierung eingesetzte *Unabhängige Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt* hatte bereits 1990 ihre Forschungsergebnisse vorgelegt und darin auch sehr konkrete Interventionsvorschläge erarbeitet (vgl. Schwind 1990). Sie wurden jedoch nicht umgesetzt. Alles Erdenkliche kommt als „Prävention“ daher, weil für diesen Bereich erhebliche Finanzmittel zur Verfügung stehen. Höhepunkt solch irrationaler Entwicklung war das auf dem Deutschen Präventionstag 1999 in Hoyerswerda vorgestellte Sammelsurium: Es reichte vom Polizeipräventionsorchester (wer Marschmusik spielt, begeht keine Straftaten) über den obligatorischen, aber noch immer unsinnigen Ansatz „Sport als Prävention“ (problematische junge Menschen finden bei nächtlichen Fußballereignissen bestens zueinander) bis zum postnatalen Gewaltpräventionsangebot durch Kinderärzte (das möglicherweise am ehesten präventiv und nachhaltig ist). Wissenschaftlich gesichert ist der Nutzen aller Angebote zwischen *Anti-Aggressivitäts-Training (AAT)* und *Zumba im sozialen Brennpunkt* nicht.

Zu Kriminalprävention und Nachhaltigkeit weckt am ehesten der noch junge Wissenschaftszweig der Resilienzforschung Hoffnung. Die Entwicklungspsychologin Emmy Werner, der Soziologe, Armutsforscher und Psychologe Glen Elder und nicht

zuletzt der französische Psychiater und Psychoanalytiker Boris Cyrulnik widmen sich seit etwa 50 Jahren diesem Themenfeld. Ihre These: Selbst Kinder, die in ungünstigsten Verhältnissen und unter extrem widrigen Bedingungen aufwachsen, können glückliche und erfolgreiche Erwachsene werden. Niemand ist ganz ohnmächtig desaströsen Lebensumständen ausgeliefert, sondern es gibt Möglichkeiten, aktiv und kompetent als Individuum auch mit höchst problematischen Konfliktlagen umzugehen und sie sich zunutze zu machen, um sein Leben erfolgreich zu gestalten. Dabei bleiben Abhängigkeiten von den historisch-materiellen Bedingungen bestehen und die sich bietenden Möglichkeiten zur Resilienzentwicklung begrenzt.

2. Resilienzforschung

Emmy Werner untersuchte zu Beginn der 1970er Jahre 698 Kinder auf der Hawaiiinsel Kauai. Sie wies nach, dass sich Kinder, die biologischen, medizinischen und sozialen Risikofaktoren ausgesetzt sind, im Schnitt negativer entwickeln als solche Kinder, die diesen Faktoren nicht ausgesetzt sind. Durch Risikofaktoren belastete Kinder waren laut Werner häufiger delinquent, psychisch und körperlich anfälliger und später beruflich weniger erfolgreich. Ein unerwartetes und für die Resilienzforschung besonders relevantes Ergebnis dieser Studie war jedoch, dass etwa ein Drittel der untersuchten Kinder sich trotz zahlreicher Risikofaktoren positiv entwickelten. Solche Kinder bezeichnet Werner als *resilient*.

Unter dem Titel *Rette dich, das Leben ruft* hat der französische Psychiater und Psychoanalytiker Boris Cyrulnik 2013 seine Biografie vorgelegt und sein von traumatisierenden Ereignissen durchzogenes Leben niedergeschrieben. Die Frage, was eine Seele stark und auch unter schwierigsten Sozialisationsbedingungen widerstandsfähig macht, beschäftigte Cyrulnik während seines

ganzen Berufslebens. Er ist zugleich Ikone der Resilienzforschung und Forschungsobjekt: Flucht der Familie aus der Ukraine nach Frankreich, 1944 selbst nur knapp den Säuberungsaktionen der Nazis in Bordeaux entkommen, Vater und Mutter deportiert und ermordet, die eigene Kindheit und Jugend führten Cyrulnik in einer Art Odyssee durch zahlreiche Heime und Pflegefamilien, ehe er bei einer Tante einen „hinreichend guten“ Platz, einen „hinreichend guten“ Mutterersatz i. S. Winnicotts fand. Eine solche Sozialisation mit den Verlusten wichtigster Bezugspersonen wäre für viele junge Menschen Ursprung einer „antisozialen Tendenz“ (Winnicott 1989) gewesen. Winnicott hatte sich ausführlich während des 2. Weltkrieges als Kinderarzt und Psychoanalytiker mit der „emotionalen Deprivation“ (ebd.) und der daraus folgenden Delinquenz als „Zeichen von Hoffnung“ (ebd.) befasst. Seine Beiträge sind grundlegend für das fundierte Verständnis von antisozialem Verhalten und der Dissozialität junger Menschen.

Auch mit Bezug darauf untersucht die Resilienzforschung, welche Fähigkeiten und Einstellungen Menschen selbst schwerste Krisen und Objektverluste relativ gut überstehen lassen und welche Maßnahmen zur Stärkung der Resilienz sinnvoll scheinen. Als Antagonismus zur sog. Vulnerabilität, d. h. eine besonders starke seelische Verletzbarkeit, verweist Resilienz also auf die Fähigkeit eines Menschen krisenhafte Erlebnisse unter dem Rückgriff auf individuell oder sozial vorhandene Ressourcen zu meistern bzw. die Auswirkungen solcher Krisen mit nur geringen Folgeschäden zu überstehen. Genetiker beziehen sich dann rasch auf die Erbanlage, Bindungsforscher auf die hinreichend guten ersten Objektbeziehungen i. S. Winnicotts bzw. – mit ihren Worten – auf eine *sichere Bindung*, Verhaltenspsychologen auf *Coping*-Strategien, Kognitionspsychologen auf Vertrauensbildung und starkes Selbstwertgefühl, Religiöse auf den Nutzen des Glaubens usw.

3. Bedeutsame Merkmale resilienter Kinder

Schicht und Bildung sind bedeutsame Sozialfaktoren, die als Resilienz fördernd nachgewiesen wurden, aber zur Resilienz gehört mehr. Sie ist nicht unumstößlich gegeben und bleibt nicht festgelegt, sondern umfasst wahrscheinlich auch Techniken und Strategien, die erlern- und trainierbar, also i. S. der hier darzustellenden Kriminalprävention *förderbar* sind. Dazu später. Zunächst einige wissenschaftlich belastbare Faktoren zur Resilienz junger Menschen, die sich von nicht-resilienten durch die folgenden, wissenschaftlich abgesicherten Merkmale unterscheiden:

- *Genderfaktoren:* Mädchen sind häufiger resilient als Jungen. Resiliente Jungen sind eher untypische Jungen, weniger männlich i. S. von weniger aggressiv, mehr auf andere bezogen und v. a. emotional stabiler. Das wiederholt sich im
- *Bindungstyp:* Resiliente Kinder scheinen eher sichergebunden, d. h. vertrauensvoller und weniger aggressiv als nicht-resiliente Kinder. Die frühesten Objektbeziehungen resilienter Kinder waren offenbar stabiler und sicherer.
- *Intelligenzfaktoren:* Intelligente Kinder scheinen tendenziell resilienter, dennoch gibt es Belege für wenig intelligente resiliente Kinder und für intelligente nicht-resiliente; die Problematik der Frage, was Intelligenz ist und was gemessen wird, erschwert hier zusätzlich die Forschung.
- *Bildung:* Resiliente Kinder sind leistungsbesser und -bereiter. Sie erbringen auch bessere Schulleistungen, als es ihre Intelligenzausstattung erwarten ließe.
- *Konstitution:* Resiliente Kinder sind keinesfalls „zäh“ oder „hart im Nehmen“, sondern im Gegenteil ersuchen sie eher andere um Hilfe als nicht-resiliente Kinder und geben

eigene Schwächen und Makel eher zu; dies ähnelt den Befunden zu Genderspezifika.

Aus psychologisch-psychoanalytischer Sicht finden sich weitere bedeutende Merkmale bei:

- *Perspektivenverschränkung, Ambiguitätstoleranz, Empathiefähigkeit und Emotionalität:* Resiliente Kinder scheinen einfühlsamer und emotional flexibler zu sein als nicht-resiliente. Resiliente Kinder begegnen anderen zugewandter und reagieren positiver auf die Aufmerksamkeit anderer. Sie können besser eigene Gefühle äußern und Widersprüche ertragen.
- *Impulskontrolle und innere Hemmung:* Resiliente Kinder haben ihre Impulse eher unter Kontrolle als nicht-resiliente und scheinen besser in der Lage, sich an äußere Rahmenvorgaben halten zu können. Sie sind sozial angepasster als nicht-resiliente Kinder.
- *Triebaufschub:* Resiliente Kinder scheinen eher zum Bedürfnisaufschub in der Lage zu sein als nicht-resiliente.
- *Selbstwahrnehmung, Selbstreflexion und Realitätsbezug:* Resiliente Kinder haben eine realistische Selbsteinschätzung, sind in besserem Kontakt mit ihren Affekten und verfügen über realistische Zukunftsvorstellungen.

4. Die Familie als sozialer Ort möglicher Resilienzförderung

Caplan und Choy (1992) fanden heraus, dass die Resilienz von Kindern gefördert wurde, wenn Eltern ihren Kindern vorlasen und dieses Vorlesen die emotionale Bindung zwischen Eltern und Kindern stärkte. Kinder profitierten davon, wenn ihre Eltern sich nicht isolierten, sondern am sozialen Leben teilhatten und aktiv Kontakt zu Gleichgesinnten suchten: Eltern, die in Gruppen oder für ihre Familie soziale Verantwortung übernahmen, stärkten die Resilienz ihrer Kinder. Die Familie hat also hohen Wert für die Resilienzentwicklung von Kindern. Vor allem Eltern und ältere Geschwister können offenbar dazu beitragen, dass ein Kind Resilienz entwickelt. Ferner untersuchte Caplan Kinder vietnamesischer Boat-People (1994, 1989) und erkannte, dass diese Kinder besonders resilient waren, wenn ihre Eltern trotz eigener und oft traumatischer Fluchterfahrung besonderen Wert auf Bildung und Familienzusammenhalt legten.

Untersuchungen der Familien resilienter Kinder lassen signifikante Unterschiede zu Familien bzw. Eltern nicht-resilienter Kinder erkennen:

- Resiliente Kinder haben eine signifikant geringere Geschwisterzahl.
- Eltern resilienter Kinder nehmen Anteil am Leben ihrer Kinder.
- Eltern resilienter Kinder scheinen trotz eigener Problemlagen signifikant häufiger selbst freundlich, einfühlsam und unterstützend zu sein.
- Eltern resilienter Kinder verfügen über eine bessere Bildung als die nicht-resilienter.

- Eltern resilienter Kinder gehen signifikant häufiger einer Berufstätigkeit nach, wobei selbst schlecht bezahlte Berufstätigkeit der Eltern die Resilienz der Kinder zu stärken scheint.
- Resiliente Kinder haben signifikant seltener alleinerziehende Elternteile als nicht-resiliente Kinder.
- Bei Alleinerziehenden scheint es für die Resilienz der Kinder förderlicher zu sein, wenn sie bei einem alleinerziehenden Vater aufwachsen, obwohl dies selten vorkommt. Alleinerziehende Mütter entwickeln signifikant häufiger vulnerable Kinder: Ihre Töchter werden häufiger als Teenager schwanger, ihre Söhne häufiger kriminell und/oder drogensüchtig. Ohne Vater aufzuwachsen, scheint für Jungen zusätzlich problematischer zu sein als für Mädchen.
- Dort, wo keine die Resilienz fördernden Elternsituationen vorlagen, fanden resiliente Kinder oft Bezugspersonen außerhalb ihrer Kernfamilien.
- Auch Großeltern können solche Resilienz fördernden Bezugspersonen sein. Boris Cyrulnik hatte nach dem gewaltsamen Tod seiner Eltern nach langer Odyssee schließlich in seiner Tante eine solche Bezugsperson gefunden.
- Resiliente Kinder verließen spätestens nach der Schulzeit das negative Milieu ihrer Kernfamilie und fanden eine für sie bessere Umgebung. Es gelang ihnen, zu für ihre Resilienzentwicklung förderlichen Erwachsenen, eine stabile Bindung aufzubauen.

Resilienz fördernde Familienstrukturen helfen offenbar Möglichkeiten zur Resilienzentwicklung zu nutzen, wenn sich solche bieten. Auch wenn derartige Möglichkeiten verschlossen bleiben oder sich nicht bieten, kann die Familie für präventive und nachhaltig

wirksame Ansätze zur Resilienzförderung ein erster geeigneter sozialer Ort sein. Daher soll hier das in Deutschland verbreitete Programm *Opstapje* zur Resilienzförderung in der Familie erwähnt werden. Aus dem noch sehr jungen Bestreben unterschiedliche Forschungsansätze im Diskurs um eine *widerstandsfähige Gesellschaft* in einem übergreifenden Zusammenhang zu integrieren (vgl. Benedikter/Fathi 2014; Fathi/Benedikter 2013), werden sich möglicherweise weitere Präventionsaktivitäten entwickeln.

5. Programme zur Resilienzförderung

Opstapje – holländisch für Sprungbrett – ist ein auf Resilienzförderung ausgerichtetes Lern- und Spielprogramm für Kleinkinder, das in den sozialen Brennpunkten vieler deutscher Großstädte verbreitet ist und sich direkt an Eltern wendet, um die altersgemäße Entwicklung von Kindern über Motorik, Intelligenz- und Sozialverhalten zu fördern (vgl. Bertau/Meier 2001). Durch Hausbesuche oder begleitende Arbeit in Kindereinrichtungen werden Eltern über einen Zeitraum von mehr als einem Jahr angeleitet und mit Hilfe von Arbeitsbögen gefordert, stimulierende Spielsituationen zu schaffen und so ihre Kinder zu fördern (vgl. Thrum 2005). *Opstapje* wird als Instrument der sog. kompensatorischen Erziehung zur Förderung von Chancengerechtigkeit verstanden. In erster Linie sollen Eltern erreicht werden, denen es nicht gelingt bzw. schwer fällt auf die Bedürfnisse ihrer Kinder adäquat einzugehen. Als Problemlagen der Eltern gelten Faktoren struktureller sozialer Benachteiligung wie z. B. Arbeitslosigkeit, Armut, Migrationshintergrund, Trennung und Scheidung, prekäre Wohnsituation oder individuelle psychische Problemlagen wie Suchterkrankungen, Isolation, niedriges Bildungsniveau, Gewalttätigkeit usw. *Opstapje* ist in Holland und Deutschland relativ gut beforscht:

Durch *Opstapje* bewegten sich die teilnehmenden Kinder, von denen zu Programmbeginn fast 50 % in ihrem Entwicklungsniveau unterhalb des Normalbereichs lagen, positiv in Richtung eines altersgerechten Entwicklungsstandes. Zu Beginn des Programms war fast die Hälfte der teilnehmenden Kinder in ihrer Intelligenzentwicklung zumindest leicht verzögert. Der größte Teil holte diesen Entwicklungsrückstand auf. Viele *Opstapje*-Kinder hatten Defizite in ihrer motorischen Entwicklung. Mehr als die Hälfte der Kinder konnte diese im Lauf des Programmes verbessern und zwar umso stärker, je niedriger das Ausgangsniveau war. Viele *Opstapje*-Kinder wiesen anfangs Beeinträchtigungen der Verhaltensentwicklung auf. Diese besserten sich im Programmverlauf (Sann/Thrum 2005).

Allerdings erwiesen sich die Erfolge des Programms nur teilweise als nachhaltig:

Neun Monate nach dem Ende von *Opstapje* waren nur bei wenigen Kindern die beobachteten Fortschritte in der Intelligenzentwicklung, motorischen und Verhaltensentwicklung erhalten geblieben oder hatten sich gar weiter verstärkt. Dies zeigt, wie wichtig es ist, derartige Programme in der Familie fortzusetzen (ebd.).

Programme, in denen sozial benachteiligten Kindern, ihren Eltern oder Paten, spezielle Pädagogen oder Laien verlässlich an die Seite gestellt werden, gibt es viele. Selbst Vorlesestunden durch Ehrenamtliche (z. B. die Bremer „Leselust“) enthalten durchaus Resilienz fördernde Momente.

6. Die Möglichkeiten von Schule und Jugendhilfe

Den Institutionen Schule und Jugendhilfe kommt bei der Resilienzförderung eine besondere und doppelte Rolle zu. „Kevin“ – vor gut 15 Jahren nicht nur ein Name, sondern eine Diagnose, inzwischen ein negatives Markenemblem Bremens – steht für das Versagen der Jugendhilfe und mangelnde Aufmerksamkeit für Gefährdungen des Kindeswohls (vgl. Hoppensack 2012). Kinder aus Problemfamilien benötigen Hilfe und/oder externe Anregung, um Resilienz entwickeln zu können. Die Jugendhilfe hat i. S. des § 8a SGB VIII zwar zu allererst ihren Schutzauftrag zu erfüllen, sie darf sich aber nicht ausschließlich darauf beschränken. Gemeinsam mit anderen Akteuren im Feld und auf Grundlage der Normen des SGB VIII und des KKG sind Maßnahmen einzuleiten, um desolate Lebensbedingungen von jungen Menschen möglichst nachhaltig zu entschärfen und Sozialisationsbedingungen i. S. einer möglichen Resilienzförderung zu verbessern. Die Chancen dafür bestehen. Der politische Wille dazu war selten so spürbar wie in den vergangenen Jahren und das öffentliche Bewusstsein hat das Kindeswohl in den Fokus genommen: 2012 wurden in Deutschland fast 110000 Kindeswohlgefährdungen gemeldet (vgl. Tab. 1).

Ergebnis des Verfahrens	Deutschland	in %	Land Bremen	in %
akute Kindeswohlgefährdung	16 875	16	274	19
latente Kindeswohlgefährdung	21 408	20	459	24
keine Kindeswohlgefährdung aber Hilfe-/Unterstützungsbedarf	33 884	32	766	31
keine Kindeswohlgefährdung und kein (weiterer) Hilfe-/Unterstützungsbedarf	34 456	32	517	26
Verfahren insgesamt	106 623	100	2 016	100

Tab. 1: Auszüge aus der Statistik der Kinder – und Jugendhilfe – Gefährdungseinschätzung 2012 (vgl. Statistisches Bundesamt 2013)

Auffällig ist dabei die insgesamt geringe Zahl an Fehlmeldungen, z. B. beträgt der Anteil in Bremen nur etwa ein Viertel. Je eher erhöhte Hilfebedarfe oder Gefährdungen von jungen Menschen erkannt und je kontinuierlicher Maßnahmen durchgeführt werden, desto größer scheinen Möglichkeiten zur Resilienzentwicklung. Unterschätzt, aber aus psychoanalytischer Sicht ganz besonders wichtig, ist für ein nach Resilienz strebendes Kind die stabile und auch durch Dissozialität nicht zu zerstörende Bindung zu einem verlässlichen Erwachsenen. Institutionalisierte Beziehungsabbrüche in Jugendhilfe-Kurzmaßnahmen erweisen sich dabei als eher schädlich.

Der Schule kommt nicht nur bei der Entdeckung prekärer Lebensumstände von Kindern besondere Bedeutung zu. Auch im Erstkontakt zu Eltern und in der Kooperation mit der Jugendhilfe ist die Schule schon deshalb bedeutend, weil Lehrkräfte zahlenmäßig und in der Kontinuität ihrer Beziehungsangebote den Pädagogen der Jugendhilfe weit überlegen sind. Resilienzförderung durch Lehrkräfte erfordert allerdings andere Qualitäten in deren Ausbildung und Begleitung. Bindungsfähigkeiten und das Wissen um Beziehung und Beziehungsgestaltung der Lehrkräfte müssen gestärkt werden, nicht ihre immer differenzierter werdende Wissensvermittlung (vgl. Datler 2012). Freud (1914) hat aufgezeigt, wie Lehrkräfte in der inneren Welt der jungen Menschen an die Stelle der Elternobjekte treten. Die Bedeutung dessen für die Resilienzentwicklung sei mit einem Fallbeispiel abschließend illustriert:

Als Markus geboren wird, ist sein Vater noch in Ausbildung. Seine Mutter ernährt die Kleinfamilie mit ihrem Sekretärinnengehalt. Markus wird während der ersten Lebensjahre drei Tage die Woche zur Großmutter gebracht – einer sadistischen Frau, die auch Markus Mutter wenig elterliche Liebe hatte geben können. Die anderen Tage lebt Markus bei seiner insuffizienten Mutter, während sein Vater das Studium abschließt. Der kleinen Familie geht es finanziell besser, als der Vater Arbeit findet.

Dann kommt die Tochter Gabirose zur Welt. Mit ihrer Geburt wird die Aufmerksamkeit der Mutter wieder von Markus abgezogen. Beide Kinder wachsen in einem emotional unflexiblen Zuhause mit der insuffizienten Mutter und dem häufig abwesenden Vater auf. Markus lernt Klavier und zieht sich in seine Musikalität zurück. Gabirose malt und bekämpft ihre Bindungslosigkeit, indem sie Hunderassen- und Pflanzennamen auswendig lernt. Beide erleben die Gefühlsstarre zu Hause gleichermaßen hilflos. Während Markus in der Pubertät in dissoziale Cliques gerät und übermäßig Alkohol trinkt, findet Gabirose in der Schule eine Lehrerin, die sich des Mädchens über den Unterricht hinaus annimmt. Sie wird in Gabiroses innerer Welt zur guten Mutter, zum bedeutenden Ideal und Identifikationsobjekt. Sie hilft einerseits durch pädagogische Anregung, Strenge und die Begeisterung für ihr Fach Gabirose durch die Pubertät, andererseits bietet sie angedockt an den schulischen Rahmen, einen sozialen Ort, der für Gabirose zur Zuflucht wird.

Während Markus Klavierstimmer lernt, aber beruflich in verschiedenen Situationen immer wieder und ebenso scheitert wie in seinen Partnerschaften, klammert sich Gabirose an ihre Bildung, schafft das Abitur und studiert etwas, von dem sie zunächst gar keine Vorstellung hat. Markus und Gabiroses Leben entwickeln sich komplett unterschiedlich. Er wiederholt mit seinen Kindern und in desolaten Paarbeziehungen die emotionalen Verwirrungen und Haltlosigkeiten, die ihm selbst in seiner frühesten Kindheit widerfahren waren. Gabirose erkämpft sich berufliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und schafft es, eine Ehe einzugehen, die zwar später auch scheitert, aus der aber zwei stabile Kinder hervorgehen, die die Schule mit dem Abitur abschließen und studieren.

Markus Kinder wiederholen die Insuffizienz ihres Vaters. Sie scheitern schulisch und beruflich und der Sohn gerät ebenfalls schnell mit dem Gesetz in Konflikt. Gabirose arbeitet in einer psychoanalytischen Behandlung ihre Kindheitsgeschichte auf und dankt ihrer Lehrerin, die ihr nur etwas mehr war als eine normale Lehrkraft und die sie doch als gute Mutter in ihre innere Welt mit solcher Bedeutung übernehmen durfte.

Literatur

- Benedikter, R./Fathi, K. (2014): Resilienz und Zivilreligion – Anforderungen an die widerstandsfähige Gesellschaft. Berlin.
- Bertau, M.-C./Meier, T. (Hrsg.) (2001): Opstapje – Schritt für Schritt – Förderung des Spracherwerbs und der kommunikativen Fähigkeit im Vorschul- und Grundschulalter. München.
- Cyrułnik, B. (2013): Rette dich, das Leben ruft. Berlin.
- Datler, M. (2012): Die Macht der Emotion im Unterricht. Gießen.
- Fathi, K./Benedikter, R. (2013): Was ist eine resiliente Gesellschaft? Plädoyer für ein neues Konzept sozialer Zukunftssicherung in Krisenzeiten. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Nr. 2.
- Freud, S. (1914): Zur Psychologie des Gymnasiasten. In: *Gesammelte Werke*, Bd. X. Frankfurt a. M., 203–207.
- Fröhlich-Gildhoff, K./Rönnau-Böse, M. (2009): Resilienz. Stuttgart.
- Hoppensack, H.-C. (2012): Kevins Tod – Ein Fallbeispiel für missratene Kindeswohl-sicherung. In: *Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (Hrsg.): Vernachlässigte Kinder besser schützen*. München, 143–170.
- Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (Hrsg.) (2005): Resilienz – Was Kinder aus armen Familien stark macht. Dokumentation vom Fachtag am 13. September 2005 in Frankfurt a. M.
- Sann, A./Thrum, K. (2005): Opstapje – Schritt für Schritt. Praxisleitfaden. München.
- Statistisches Bundesamt (2013): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Gefährdungseinschätzungen nach § 8a Absatz 1 SGB VIII. Wiesbaden.
- Schwind, H.-D. (Hrsg.) (1990): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt: Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt. Berlin.
- Thrum, K. (2005): Opstapje – präventive Förderung für Kinder aus sozial benachteiligten Familien und deren Eltern. Tagungsbericht. URL <http://www.eundc.de/pdf/40016.pdf> [Zugriff: 28.01.2014].

Winnicott, D. W. (1989): Aggression. Versagen der Umwelt und antisoziale Tendenz.
Stuttgart.

Zander, M. (2008): Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz. Wiesbaden.